

Von alten Kalendern und einem berühmten Kalenderschreiber (Jeremias Gotthelf)

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **172 (1899)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-655602>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Von alten Kalendern und einem berühmten Kalenderschreiber (Jeremias Gotthelf).

Am 4. Oktober 1897 prangte das stattliche Lüzelsflüh im Festschmuck, und zu der anmutig gelegenen Kirche des Dorfes zog eine schier unzählbare Menge, die aus Stadt und Land herbeigeströmt war, unsern unvergeßlichen Jeremias Gotthelf zu feiern. Auch der Kalendermann war dabei, wie recht und billig: war doch der Dichter des „Bauernspiegels“ auch ein paar Jahre lang Kalendermann, und hat als solcher Städtern und Bauern seinen Spiegel vorgehalten — ob's ihnen lieb war oder nicht.

In solchen alten Kalendern zu blättern hat seinen eigenen Reiz. Aus ihren Historien und Schwänken mit den wunderlichen, oft schauerlich groben Helgen spricht die alte Zeit zu uns; wir erfahren, was unsere Großväter erlebten, was sie interessiert und was ihnen Spaß gemacht hat, und mit was für Augen sie die bunten Zeitläufte betrachtet haben. Da ist uns leztthin ein Bündel Kalender in die Hände gefallen, die genau vor 100 Jahren erschienen sind. Damals erfüllte Napoleon die Welt mit Kanonendonner und Kriegsjammer, und so wurde der staunende Leser von einem Winkel Europas zum andern geschleppt und lebte alle die wundersamen Thaten des „Bohnepardi“, wenigstens im Geiste, mit, wobei ihn Holzschnitte, die mehr deutlich als schön waren, nachdrücklich unterstützten. Dann

kamen ruhigere Zeiten, und mit ihnen erhielt auch der Kalender ein anderes Aussehen. War der Kalendermann früher in der ganzen Welt herumgefahren, wobei das kleine Vaterländchen manchmal fast unbeachtet blieb, so betrachtete er jetzt den Weltlauf gemächlich von seinem Hausbänklein aus, und hatte Zeit, sich in Gemeinde und Kanton genauer umzusehen. Aber diese Inspektion fiel gewöhnlich sehr oberflächlich aus. Mehr und mehr füllte sich der Kalender mit allerhand, nicht immer feinen Schwänken und Schnurren. Wo irgend einem im Land herum ein komisches Wißgeschick passierte, da mußte er fürchten, das nächste Jahr im Kalender zu paradieren, und „in den Kalender zu kommen“ war eine Gefahr, die wohl mehr als einen vor einem bösen Seitensprung bewahrt hat. Daneben war auch für Belehrung ausgiebig gesorgt: Da findet man Artikel über die Walrosse, die Planeten, das Krokodil, die Feuerländer und dergleichen merkwürdige Dinge, die in einem langweiligen, trockenen Tone vorgebracht wurden. Alles in allem war der Kalender gewöhnlichen Schlages einem Hause zu vergleichen, das vorn eine Schulstube und hinten ein Kasperletheater enthält. Der Kalendermacher war daher beim Volk auch nicht sonderlich angesehen; er galt vielfach als eine Art Hanswurst, von dem man sich gerne ein paar Späße vormachen läßt, dem man aber im übrigen gern aus dem Wege geht.

Das alles hat auch der Pfarrer von Lüzelsflüh mit scharfem Blick beobachtet, und er war noch nicht lange mit der Schriftstellerei beschäftigt, als er sich vornahm, selbst einzugreifen und einen bessern Kalender zu schreiben. Um jenes Vorurteil gegen die Kalenderschreiber kummerte er sich nicht; wenn er was Gutes im Sinne hatte, pflegte er nicht vorher bei Runz und Benz um Erlaubnis zu fragen. Bald stand ihm auch sein Plan fest. „Der neue Kalender“, schrieb er an einen Freund, „soll ein eigener Kalender sein, nicht zusammengetragen aus Naturgeschichten und andern gemeinnützigen Langeweilebehältern. Aus Rezepten, wie Wanzen zu vertreiben seien, und wie viel Junge die Steinböckin habe, macht man noch keinen vernünftigen Kalender.“ Und in einem andern Briefe heißt es: „Der Kalender soll ein Lebensbuch sein, ein Spiegel des Lebens, aber sowohl des innern als des äußern Lebens.“

So erschien auf das Jahr 1840 der erste „Bizi-Kalender“ oder der „Neue Berner Kalender“, wie sein richtiger Name lautete. Es war in der That ein „eigener“, und keiner der gleichzeitig erschienenen ließ sich mit ihm vergleichen. Von Zebra und von der Klapperschlange bekam man da nichts zu hören — nur später einmal von einem kuriosen Krokodil im Aargau — denn unserm Gotthelf war der Mensch die Hauptsache, und dessen Nöten und Schwächen sind's vor allem, die er da scharf und grell beleuchtet. Rücksichtslos zündet er in die dunkelsten Winkel hinein, in die sich Schuld und Elend verkrochen haben, und wenn sein Kalender ein Spiegel des Lebens sein sollte, so hat er wohl mehr dunkle als heitere Bilder abgespiegelt. So schildert er z. B. in „Benz am Wihnachsdonstag“ das grauenhafte Elend einer Schnapsfamilie, und im „armen Käthli“ die herzlose Gemeinheit, der mancherorts arme Verdingkinder ausgesetzt sind. Auch aus seinen komischen Geschichten guckt meistens der Ernst hervor, wie unsere Leser aus den beigelegten Proben merken werden.*

Wir haben zu diesem Zweck 3 Erzählungen gewählt, welche sogar den meisten „Biziustennern“ neu sein dürften, und welche, seitdem sie im Kalender erschienen, in vollständige Vergessenheit geraten sind: a. Das Wirtshaus-Bäbeli; b. Unangenehme Überraschung; c. Das Rühmen.

Denn nicht zur bloßen Ergötzlichkeit, sondern vor allem zur Besserung der Menschen wollte Biziust seinen Kalender geschrieben haben. Sind nur erst die Menschen besser — das war sein Glaube, der aus allen seinen Schriften hervorgeht — so wird's mit den Zuständen auch bald besser werden. Diesen Glauben verkündigen auch seine Kalenderpredigten — ebenfalls eine neue Erscheinung! — in denen er allerdings den Kanzelrock auszieht und frisch und frei, bald derb, bald schwungvoll, zu seinen Leuten redet.

Biziust war gewohnt, was er für recht hielt, mit allem Nachdruck zu verfechten, und da kannte er weder Furcht noch Rücksicht. In seinen politischen Jahreschroniken ist er denn auch

* Einige von seinen Kalendergeschichten hat Gotthelf in seine „Erzählungen und Bilder“ herübergenommen, so die „Rabeneltern“, den „Mordiofuhrmann“, den „Mägdekongreß in Bern“, u. a.

mit grimmigem Hohn über seine Gegner hergefallen, und sehr oft hat er da das richtige Maß vergessen und den Gegner ungerecht behandelt. Das war menschlich, aber ebenso menschlich war's, daß nun viele in ihrem Zorn von dem neuen Kalender nichts mehr wissen wollten. Zu ihnen gesellten sich noch andere, deren böses Gewissen sich getroffen fühlte; erzählt doch z. B. Parter Ammann, wie man damals, als das „arme Kätheli“ erschien, auf mehr als ein Haus mit Fingern zeigte, wo jene Geschichte passiert sein sollte. Das mag dazu beigetragen haben, daß der Kalender, der nach Gotthelf's eigenem Zeugnis anfänglich zu den gelesenen gehört hat, immer mehr Boden verlor. Der Hauptgrund aber, warum Biziust den Kalender mit dem Jahrgang 1845 eingehen ließ, war wohl der, daß er eine Reihe großer und wichtiger Arbeiten vor sich sah, die seine ganze Kraft in Anspruch nahmen: jene herrlichen Bücher, aus denen wir noch heute Gesundheit und Lebensmut schöpfen können. Über dem Dichter des „Uli“, des „Anne Bäbe“ und des „Käthli“ darf man aber doch den Kalendermann nicht ganz vergessen, und darum wollen wir diesen nach mehr als fünfzigjähriger Pause wieder einmal zu uns reden lassen.

Das Wirtshaus-Bäbeli.

Ich war mit einer wichtigen Kommission fast eine ganze, sehr frische Frühlingnacht im Mond-scheine gewandert und kam früh ins Wirtshaus zu B., setzte mich neben den Ofen und ließ mir ein Rännlein Thee machen. Bäbeli hatte noch nicht recht ausgeschlafen und gab wenig gute Worte um einen Baken. Freilich, ich war nur der alte Bote! — Jetzt kam mit derbem Tritt ein junger, langer Herr in die Stube, einen Stock in der Hand, Habersack auf dem Rücken, kleinen Schnauz unter der Nase, die Haare alle links gestrichen. Bäbeli war eben nicht da. Er klopft mit dem Stock auf den Tisch, ruft: „Wirtshaus!“ und Bäbeli kömmt im Sprung. Das ist ein Student, denke ich, und mache mich ganz in den Winkel. Jetzt sagt der Herr: „Guten Morgen, schönes Kind!“ Und Bäbeli: „Dank heiget für e Spott! Bertererchan i selber.“ Und der Herr will Bäbeli um den Leib fassen, und es wehrt sich und thut gar